



Leseprobe

Gertrud Tinning
**Die Frauen von
Kopenhagen**
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 14. September 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Gertrud Tinning
DIE FRAUEN VON KOPENHAGEN

Gertrud Tinning

DIE FRAUEN
VON
KOPENHAGEN

Roman

Aus dem Dänischen von
Lotta Rügger und Holger Wolandt

DIANA

ERSTER THEIL
KOPENHAGEN 1885

Kopenhagen, Rubens Tuchfabrik, Mittwoch, den 11. Februar

SCHNEITE ES?

Nelly legte den Kopf in den Nacken und schaute nach oben. Der Websaal hatte nur Fenster im Dach. Aber der Himmel da draußen war bleigrau, und es ließ sich nicht erkennen, ob Schnee auf den Scheiben lag. Sie nahm das letzte Stück Graubrot, kaute langsam und genoss den säuerlichen Geschmack, der sich mit dem salzigen Griebenschmalz mischte. Die Krümel auf dem Papier schüttelte sie in die Hand und kippte sie sich in den Mund. Dann strich sie ihre Schürze glatt und warf nochmals einen Blick auf die Uhr, die über der Tür hing. Die Mittagspause dauerte nur noch wenige Minuten. Ein paar kleine Jungen, die nachmittags arbeiteten, kamen herein. Sie hatten rote Wangen und brachten einen Schwall frischer Luft mit. Die Spuren einer Schneeballschlacht klebten noch an ihren Kleidern, und von ihren Holzschuhen fielen Klumpen schmutzigen Schnees. Einen Augenblick lang sah sie sich selbst mit nassen Zöpfen und blau gefrorenen Fingern mit den Kindern vom benachbarten Hinterhof in Christianshavn eine Schlacht liefern.

Nelly schob ihre Füße in die Stiefel, was nicht so einfach war, denn sowohl Füße als auch Knöchel waren wund und geschwollen. Viele Frauen hatten jetzt fertig gegessen, und Nelly nickte einigen von ihnen zu, als sie an ihr vorbeigingen. Sie kannte nicht alle, obwohl sie schon seit mehreren Jahren bei Rubens arbeitete. Es waren so viele, und es fand ein ständiger Wechsel statt. Mehrere Frauen verließen jetzt den Essraum, der hinter

einer dünnen Trennwand lag. Er war recht klein, und man saß dort dicht gedrängt auf schmalen Bänken. Nelly hatte stattdessen auf einer Kiste in der Ecke des Websaals Platz genommen. Weder im Essraum noch hier in dem Saal, in dem sie saß, konnte man eine vernünftige Unterhaltung führen. Die Webstühle lärmten so ohrenbetäubend, dass man schreien musste und einander trotzdem kaum verstand.

Der Websaal war mit seinen fast fünfhundert Webstühlen, die von drei modernen Dampfmaschinen angetrieben wurden, der größte Nordeuropas. Nelly hatte noch die Beschreibungen Vormann Ottesens im Ohr. Obwohl der Saal sehr hoch war, verflüchtigte sich der Lärm nicht, im Gegenteil. Das Tosen der einzelnen Treibriemen und Achsen und die hämmernden Laute der Schäfte wirbelten wie Fäden ineinander und schwoilen zu einem gewaltigen Lärmknäuel an.

Nelly schnürte ihre Stiefel auf halbe Höhe und knüllte das Zeitungspapier, in dem sie das Essen aufbewahrt hatte, zusammen. Dann erhob sie sich von der Kiste, füllte ihre Blechtasse am Wasserhahn und fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund. In ihrer Schürzentasche verwahrte sie ein angespitztes Streichholz. Während sie zu ihren Webstühlen zurückkehrte, pulte sie Graubrot aus einem kaputten Zahn. Sie blieb vor dem ersten Webstuhl stehen und betrachtete den dunkelroten Damast, der nach und nach in der Kette sichtbar wurde. Die roten Fäden bildeten in dem einfarbigen Stoff ein Blumenmuster. Dieser Stoff war für Tischtücher vorgesehen und würde bei den Menschen, die ihn sich leisten konnten, gut zu weißem Porzellan passen. Auf ihrem zweiten Webstuhl entstand grauer, dichter Twill für Herrenhemden. Nelly legte eine Hand auf das kalte Metall des Webstuhls und konzentrierte sich darauf, in das Getöse zu lauschen. Die Garnspulen änderten den Ton und pffiften schriller, wenn ein Faden zur Neige ging. Es gelang ihr gerade

noch rechtzeitig, ein paar Spulen zuunterst am Webstuhl zu ersetzen. Als sie sich wieder aufrichtete, sah sie Marie atemlos und mehr als zehn Minuten zu spät in den Saal hasten. Ihr Haarknoten hatte sich gelöst, und lange rote Strähnen hingen ihr in die Stirn. Ihr Gesicht war gerötet, ihre Nase lief, ihr Umschlagtuch war schneebedeckt und ihr Blick unstet. Vormann Ottesen war sofort zur Stelle. Erbost brüllte er sie an, deutete auf die Uhr und schrieb dann etwas in sein kleines Notizbuch. Das Bußgeld, die Strafe, die von ihrem Lohn abgezogen werden würde. Marie fuchtelte abwehrend mit den Armen und erwiderte etwas, aber Vormann Ottesen starrte sie mit seinen ausdruckslosen Augen und schmalen Lippen nur starr an, während seine Finger auf dem Bußgeldbuch trommelten. Plötzlich drehte er sich um und ging. Marie sah ihm einen Augenblick hinterher, dann ließ sie die Arme sinken und eilte zu ihren Webstühlen.

Zu Hause auf dem Hinterhof in Christianshavn war Marie die kleine Marie gewesen, obwohl sie eigentlich zwei Jahre älter war als Nelly. Trotzdem hatten sie miteinander gespielt und waren in dieselbe Klasse gegangen. Später hatte sich Marie in Nellys großen Bruder Gustav verliebt, worüber sich Nelly eigentlich immer noch wunderte. Schließlich kannte sie Gustav. Später, als das erste Kind unterwegs war, hatten die beiden geheiratet. Seit Marie ebenfalls in der Tuchfabrik Ruben arbeitete, legten sie das erste Stück des Heimwegs gemeinsam zurück. Wenn etwas dazwischenkam und dieses Plauderstündchen ausfiel, war der Tag unvollständig.

Nelly tauschte eine weitere Spule aus und ging dann zum nächsten Webstuhl. Am schlimmsten war das Stillstehen, denn damit wollte sich ihr rechtes Bein nicht abfinden. Wenn sie sich zu lange nicht bewegt hatte, musste sie den Fuß schütteln, weil er sonst zu stechen und zu kribbeln begann. Aber jetzt war es ihr

Kreuz, das ihr Kummer bereitete. Sie versuchte, es durch den Kleiderstoff zu massieren, was nicht so einfach war, denn das Kleid lag eng an, und ihre Hände fanden keinen Halt.

Marie arbeitete nur wenige Reihen von Nelly entfernt. Sie hatte ihre Haare noch nicht in Ordnung gebracht, und lange Locken tanzten vor ihren Augen. Nelly hob einen Arm, um ihr zuzuwinken, doch Marie sah sie nicht. Da hörte Nelly wieder diese leise Geräuschveränderung, die auf einen Fadenriss hindeutete, und stoppte sofort den Webstuhl. Nachdem sie ihn wieder in Gang gesetzt hatte, musste sie ins Lager, um neue Garnspulen zu holen. Statt den breiten Gang neben den Webstühlen zu benutzen, schlängelte sie sich zwischen diesen hindurch und blieb kurz bei Marie stehen. Maries Augen waren gerötet.

»Was ist passiert?«, rief Nelly.

»Valdemar ist nicht nach Hause gekommen«, antwortete Marie mit starr auf den Webstuhl gerichtetem Blick. »Das liegt an diesem verdammten Eis auf dem Ladegårdsåen. Alle Kinder spielen dort, und er vergisst die Zeit, obwohl er weiß, dass er sofort zu seinen kleinen Geschwistern nach Hause gehen soll. Ich mache mir Sorgen wegen dem Eis. Kann man sich darauf verlassen, dass es hält? Ich glaube, ich habe dort unten Wasser gesehen.«

»Eislöcher?«, hakte Nelly nach.

»Das weiß ich nicht, aber das Eis schien von Wasser überspült zu sein.« Marie sah Nelly an und strich sich eine Strähne aus den Augen.

»Hast du ihn dort unten gesucht?«

»Ja. Aber erst war ich noch zu Hause, um die Kleinen zu füttern. Das Feuer war erloschen, also musste ich ihnen Brote machen. Und dann musste ich Thyges Windeln wechseln. Er hat es wieder am Magen.«

»Hast du Valdemar gefunden?«, fragte Nelly.

»Nein, er war nirgends zu sehen, dann musste ich los, um nicht noch viel später zu kommen.«

»Die Kleinen sind also allein zu Hause?«, wollte Nelly wissen.

»Ja, ich weiß ... aber was soll ich machen? Ich habe ein paar Kinder auf dem Eis gebeten, Valdemar sofort nach Hause zu schicken, wenn sie ihn sehen.«

»Na, dann ist er bestimmt bald wieder da.« Nelly strich Marie über den Arm.

»Ich weiß, ich mache mir nur solche Sorgen. Stell dir vor, er ...« Marie schüttelte den Kopf. Ihre Lippen zitterten. Dann trat sie ein paar Schritte beiseite und beugte sich über ihren Webstuhl. Vormann Ottesen näherte sich. Seine schrille Stimme schnitt durch den Lärm. »Ist es nicht schlimm genug, dass Sie zu spät kommen? Sie wissen sehr wohl, dass alle Unterhaltungen während der Arbeit verboten sind.« Er deutete auf die Wand, an der eingerahmt und in schönen Buchstaben die Vorschriften der Tuchfabrik hingen.

Nelly setzte ihren Weg ins Lager fort. Es dauerte eine Weile, bis sie die richtigen Spulen gefunden hatte, und als sie wieder zurückkehrte, konnte sie Marie nirgends sehen. War sie draußen auf dem Abtritt? Seltsam, sie war ja gerade erst gekommen. Alle wussten, dass Vormann Ottesen genauestens beobachtete, wie oft die Frauen nach draußen gingen.

Nelly erreichte ihren Webstuhl gerade noch rechtzeitig, um die Spule auszuwechseln. Als sie damit fertig war, konnte sie Marie immer noch nirgends erspähen. So lange konnte sie einfach nicht auf dem Abort sein, es sei denn, ihr war schlecht geworden. Rasch kontrollierte Nelly die anderen Spulen. Beunruhigt ging sie dann zum Abtritt hinaus und öffnete die Tür. Der Gestank der Tonnen stach ihr in der Nase.

»Marie, bist du da?«

Alle Verschläge waren leer bis auf einen. Nelly klopfte. »Marie, bist du das? Bist du da drin?« In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, und eine kräftige Frau trat heraus, eine der schwedischen Arbeiterinnen.

»Entschuldige bitte«, sagte Nelly. Die Frau nickte schweigend.

Sie kehrte in den Websaal zurück, wo sie Marie immer noch nicht entdecken konnte. Nelly zwängte sich durch den schmalen Gang zwischen den Webstühlen. Alle Frauen arbeiteten konzentriert, denn Fehler konnten Lohnkürzungen zur Folge haben. Hatte man Marie ins Büro geschleppt? Schließlich war sie nicht zum ersten Mal zu spät gekommen. Aber wenn jemand gefeuert wurde, dann geschah das meist freitags und so gut wie nie während der Arbeitszeit. War Valdemar doch etwas zugestoßen? Vielleicht hatte man ja nach Marie geschickt? Sie sah vor ihrem inneren Auge, wie der Junge unter dem Eis in der Dunkelheit versank. Schon seit mehreren Wochen war Frost, und die Kinder schlitterten über das Eis. Aber in der vergangenen Nacht war die Temperatur gestiegen, und es hatte getaut. Das Eis auf dem Fluss war an mehreren Stellen dünn, weil irgendwelche Dreckskerle Löcher hineinhackten, um zu fischen. Im vergangenen Jahr war ein kleines Mädchen ertrunken. Es war eingebrochen und von der Strömung unter die Eisdecke gezogen worden. Erst im Frühling, als das Eis endlich aufgegangen war, hatte man das Kind gefunden.

Nelly hielt abrupt inne, als sie einen Zipfel von Mariens blauem Kleid entdeckte. Rasch drückte sie sich an den letzten Webstühlen vorbei und stand vor ihr.

Marie lag zuckend zwischen der Webmaschine und dem Rad mit dem Treibriemen eingeklemmt. Ihr nach hinten verdrehter Kopf wurde von den beiden Schäften, die unaufhörlich auf- und niederflogen, immer wieder aufs Neue angestoßen. Nelly schrie. Mit einem großen Schritt über Marie hinweg, versuchte sie, an

den Griff zu gelangen, mit dem sich die Webmaschine abschalten ließ. Maries Gesicht blutete, als hätte ihr jemand einen Fausthieb versetzt. Als der Webstuhl zum Stillstand kam, hörte Nelly sie leise stöhnen. Vor ihrem Mund stand blutiger Schaum.

»Um Himmels willen, Marie, du musst hier weg, hörst du, liebste Marie!«, rief Nelly und versuchte, sie behutsam zu befreien, aber Marie saß fest. Die Zahnräder, zu denen der Treibriemen hinabführte, hatten ihren Arm und ihre Schulter erfasst. Jetzt, wo sie stillstanden, sah Nelly, dass sich Maries Haar in diesen verfangen hatte, und selbst unten in dem helllila Baumwollsatın schimmerte hellrotes Haar. Schnell zog Nelly ihre Schere aus der Schürzentasche, das Haar musste dicht am Schädel gekappt werden, weil Maries Kopf auf die Kette gepresst wurde. Der Kleiderstoff an Maries Arm und Schulter war nicht mehr blau, sondern blutgetränkt und war mit den Zahnrädern zu einer Einheit verschmolzen. Der Treibriemen lief auf dem äußeren Rad weiter und erschwerte es Nelly, an Marie heranzukommen. Verzweifelt sah sie sich um, doch die anderen Frauen waren zu weit weg und würden sie nicht hören. Ohne ihre eigenen Schluchzer hören zu können, drückte sie sich zwischen den Webstühlen hindurch auf den Mittelgang, fuchtelte mit den Armen und schrie, so laut sie nur konnte, obwohl sie wusste, dass es zwecklos war. Sie rannte den Gang hinunter und stieß mit der kräftigen Karen zusammen, die über einen Webstuhl gebeugt dastand. »Es ist ein Unglück passiert! Marie ist eingeklemmt!«, schrie Nelly.

Karen ließ die Garnspule, die sie in der Hand hielt, fallen und beugte sich vor, um Nelly besser hören zu können. Nelly musste ihre Worte wiederholen, aber jetzt kamen ihr die Tränen. Karen sagte nichts, sondern nickte nur und lief dann los, um den Vormann zu holen. Nelly rannte zu Marie zurück, die immer noch in der gleichen Position dalag. Auf dem Boden hatte sich das Blut

mit Staub und Baumwollfäden vermischt. Der Treibriemen der Webmaschine vor Marie hing schlaff nach unten und bewegte sich nicht, aber wie war das nur möglich? Die Treibriemen liefen über Achsen an der Decke und waren auf diese Weise miteinander verbunden, kein Riemen konnte angehalten werden, ohne auch die anderen in der gleichen Reihe zu stoppen. Nelly streckte die Hand aus und packte den reglosen Riemen, dessen kräftiges Leder gerissen war. Der Riemen hatte Marie im Gesicht getroffen und nach hinten geschleudert, und sie war rückwärts in den Webstuhl hinter sich gefallen. Das war die einzig denkbare Erklärung.

Und da erschien auch schon Karen, dicht gefolgt von Vormann Ottesen. Als er Marie sah, blieb er so plötzlich stehen, als wäre er gegen eine Mauer geprallt. Mehrmals hintereinander ballte er die Hände zu Fäusten und öffnete sie dann wieder, bewegte sich aber nicht vom Fleck. Nelly stieß ihn fest an: »Wir müssen die Riemen stoppen, damit wir an sie drankommen«, schrie sie.

Ottesen startete sie an, trat dann einen Schritt auf Marie zu, be-reute das dann jedoch und trat wieder zurück. Nelly wusste genau, weshalb er zögerte. Nur im äußersten Notfall wurde eine ganze Reihe Webmaschinen angehalten. Denn es kostete viel Zeit, sie wieder in Gang zu setzen, was zur Folge hatte, dass an diesem Tag weniger Tuch produziert wurde. Mehrere Frauen drückten sich zwischen den Webstühlen hindurch und näherten sich Vormann Ottesen. Dieser fuchtelte mit den Armen. »Verschwindet«, schrie er. »Zurück an die Arbeit. Hier gibt es nichts zu sehen. Nichts, sage ich.«

Jetzt eilte einer der anderen Vormänner, den Nelly nicht so gut kannte, aus dem hinteren Teil des Saals herbei. Er wurde Fingerhut genannt, aber wie es zu diesem Spitznamen gekommen war, wusste niemand so genau. Manche meinten, sein pockennarbiges

Gesicht erinnere an die Oberfläche eines Fingerhuts, andere, dass es an seinem Talent liege, einen Schnaps nach dem anderen zu kippen. Fingerhut trug eine grüne Schürze, die er um seinen großen Bauch gebunden hatte. Er verschwand ebenso rasch, wie er erschienen war.

»Ist er jetzt die Achse stoppen gegangen?«, rief Nelly.

»Tja, das ... Nein, das kann er nicht so ohne Weiteres«, antwortete Ottesen.

»Aber wir müssen unbedingt etwas unternehmen!«, schrie Nelly und zerrte an Ottesens Arm.

Dann ließ sie ihn wieder los, denn die Riemen kreisten immer langsamer und kamen nach einer Weile ganz zum Stillstand. Fingerhut hatte die Achse angehalten.

Sie mussten Marie losschneiden. Fingerhut lag mit einer scharfen Schere auf den Knien. Nelly war schlecht, und sie zitterte am ganzen Körper, aber es gelang ihr, die Tränen zurückzuhalten, während sie mithilfe, Marie aus der Maschine zu ziehen. Maries Arm war seltsam verdreht, und ihr blutverschmiertes Gesicht war beinahe grau. Nelly beugte sich über sie, um sich zu vergewissern, dass sie immer noch atmete, und strich ihr behutsam über die Wange. »Marie, ich bin's, Nelly. Sag etwas!«

Langsam öffnete Marie ein Auge, das andere war durch die Wucht des Treibriemens zugeschwollen.

»Nelly, du musst dich um die Kinder kümmern«, brachte sie stoßweise hervor.

»Ich versprech's dir, Marie. Werde nur wieder gesund, um die Kinder musst du dir keine Sorgen machen.«

»Valdemar, ich habe ihn doch nicht wiedergefunden ... und das Eis, das fürchterliche Eis ...« Maries Lippen bewegten sich weiter, aber ihre Worte wurden von dem Lärm verschluckt.

»Ich finde ihn ganz bestimmt, sicher ist er schon zu Hause, alles wird gut.« Nelly schluchzte und lächelte zugleich, dann richtete

sie sich wieder auf. »Sie muss ins Krankenhaus, und zwar sofort«, fauchte sie Vormann Ottesen an. Er hatte große rote Flecken auf Hals und Gesicht, und seine Hände zitterten, als er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

»Na, machen Sie schon, Mann!«, schrie Nelly ihn an. »Gehen Sie zum Fabrikanten hinauf, damit er einen Krankenwagen ruft, dort oben gibt es ja ein Telefon!«

Ottesen trat einige Schritte zurück, als könnte er sich für keine Richtung entscheiden. Dann drehte er sich endlich um und ging langsam auf das Tor zu, während er an seiner Taschenuhr herumfingerte. Kaum war er verschwunden, näherten sich mehrere Frauen. Einige knieten sich neben Marie hin und strichen ihr über ihr blaues Kleid. Eine rannte ins Lager hinaus und kehrte mit einem Stoffrest zurück, mit dem sie Maries Arm verbanden, um das Blut zu stillen. Mehr konnten sie nicht tun, also kehrten sie an ihre Webstühle zurück. Karen blieb noch einen Moment und packte Nellys Arm. »Das war der Treibriemen, nicht wahr?«, rief sie.

Nelly nickte.

»Bleib bei Marie. Ich kümmere mich um deine Webstühle.« Karen drehte sich um und zwängte ihre massige Gestalt zwischen den Webstühlen hindurch auf den Mittelgang.

Nelly setzte sich auf den Boden, ergriff Maries unverletzte Hand und strich ihr vorsichtig über das Handgelenk. Sie betrachtete den verdrehten Arm. Würde er jemals wieder ein Kind halten können?

Da erschien auch schon Vormann Ottesen mit eiligen Schritten und bedeutete Fingerhut, ihm zu helfen. Mit Nelly sprach er nicht. Sie ließ Maries Hand los und erhob sich. Vorsichtig zogen sie Marie von den Webstühlen weg. Fingerhut beugte sich vor, schob seine Arme unter die Liegende und trug sie ins Lager. Nelly begleitete sie.

»Wo sollen wir sie hinlegen?«, fragte Fingerhut, als sie in dem kalten, länglichen Raum, von dessen Mittelgang schmale Gänge zwischen die quer stehenden Regale voller Stoffballen in verschiedenen Farben führten, anlangten.

»Hierher, bring sie hierher!« Vormann Ottesen stand zwischen zwei Regalen.

Nelly hielt ihre Hände schützend um Mariés Kopf, als Fingerhut sie auf den Boden legte.

»Haben Sie einen Krankenwagen gerufen?«, fragte Nelly und sah Ottesen an.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, es ...«

»Aber warum nicht? Sie stirbt noch!«

»Nur der Fabrikant hat Zugang zum Telefon. Man braucht eine Genehmigung, und es müssen besondere Umstände vorliegen ...« Nelly fiel ihm ins Wort.

»Sind das etwa keine besonderen Umstände?«

»Sie hat den Unfall doch selbst verschuldet.«

Beinahe hätte Nelly Vormann Ottesen eine Ohrfeige gegeben. »Sie haben es nicht einmal versucht?« Ihre Stimme brach.

»Sie können jetzt zu Ihren Webstühlen zurückkehren, Fräulein Hansen«, sagte er und schob ein paar Baumwollballen vor Marie, sodass sie vom Mittelgang nicht mehr zu sehen war.

»Wozu soll das gut sein?«, fragte Nelly. »Sie muss ins Krankenhaus.«

»Sie kann sich jetzt eine Weile ausruhen.«

»Was soll das heißen? Sie muss sofort ins Krankenhaus!«

Vormann Ottesen schwieg. Sein graues, über den Schädel gekämmtes Haar war verrutscht und hatte seine Glatze entblößt.

»Haben Sie wenigstens einen Wagen angefordert? Im Stall stehen doch mehrere, einer der Kutscher könnte fahren«, fuhr Nelly fort.

Vormann Ottesen schüttelte den Kopf. »Die Wagen stehen

für private Zwecke nicht zur Verfügung. Das wissen Sie ebenso gut wie ich. Gehen Sie jetzt zu Ihren Maschinen zurück«, fauchte er.

»Ich versuche, eine Droschke aufzutreiben«, rief Fingerhut und rannte los. Nelly setzte sich vor Marie auf einen der Baumwollballen und starrte Vormann Ottesen an, der die Hände rang. Fingerhut war schnell wieder da. »Es geht nicht, das Wetter ist fürchterlich. Es schneit und stürmt, und keine Droschke weit und breit.«

»Dann muss sie eben einen der Wagen aus dem Stall bekommen«, sagte Nelly.

»Nein, das geht nicht. Das geht nur mit besonderer Genehmigung von Fabrikant Ruben, und ... die bekommen wir nicht ...«, begann Vormann Ottesen.

»Ja, sind Sie denn vollkommen verrückt? Wollen Sie sie hier einfach sterben lassen?«, schrie Nelly und rannte durch den Websaal auf das Tor zu.

2

Kopenhagen, Mittwoch, den 11. Februar

ALS SIE INS FREIE TRAT, schnitt der Wind durch Nellys Umschlagtuch. Die Pflastersteine waren glatt. Unter dem nassen Schnee lag Eis, das sie zwang, ihre Schritte zu verlangsamen. Vorsichtig überquerte sie den Hof zum Stall der Fabrik. Fingerhut folgte ihr.

»Sind Sie sich wirklich sicher?«, rief er außer Atem, als sie den Stall betreten hatten und an den Wagen vorbeirannten.

»Haben Sie etwa einen besseren Vorschlag? Sie hat drei kleine

Kinder, und ...« Sie hielt inne, als sie einen älteren Kutscher erblickte, der sich gerade eine Pfeife anzündete.

»Wir brauchen einen Wagen. Es ist ein Unfall geschehen, eine Frau muss sofort ins Krankenhaus, sonst stirbt sie.« Nelly packte den Kutscher am Arm.

Der Kutscher schüttelte sie ab. »Ich brauche einen Fuhrschein«, sagte er und blies Rauch in die Luft.

»Den gibt es nicht, dafür war keine Zeit. Wollen Sie den Tod einer Frau auf dem Gewissen haben?«

»Nein, natürlich nicht, aber ohne Fuhrschein kann ich nichts machen.« Er trat einen Schritt zurück. Zwei weitere Männer kamen weiter hinten im Stall zum Vorschein. Ob sie ebenfalls Kutscher waren, war nicht zu erkennen.

»Was ist mit euch?«, rief Nelly. »Seid ihr auch so erbärmliche Drückeberger, die eine Frau einfach sterben lassen?«

Die Männer antworteten nicht, sondern hielten nur einen Augenblick inne und sahen sie an, um dann durch eine Tür zu verschwinden.

»Spannen Sie schon an, wir brauchen einen der geschlossenen Wagen.« Erneut rüttelte Nelly am Arm des Kutschers. Er schüttelte sie nochmals ab, eilte den Gang entlang und verschwand durch dieselbe Tür wie die anderen Männer.

Nellys Schläfen pochten, und sie wollte den Männern folgen. *Das durfte doch nicht wahr sein! Was waren das für Menschen?* Da kam Fingerhut eilig auf sie zu.

»Fräulein Nelly, so haben Sie doch ein Einsehen! Die Männer hier haben keine feste Anstellung. Sie sind Tagelöhner. Sie bekommen nie wieder eine Arbeit, wenn sie ohne Fuhrzettel fahren.« Da ging die Tür wieder auf, und die beiden hielten inne. Der Kutscher und fünf andere Männer kamen zum Vorschein und rückten wie eine kleine Armee an.

»Raus mit Ihnen!«, rief der Kutscher. »Sehen Sie zu, dass Sie

aus unserem Stall verschwinden.« Er hielt eine lange Peitsche in der Hand.

Wenig später standen Nelly und Fingerhut wieder auf dem Hof und hörten, wie das Stalltor mit großem Getöse hinter ihnen zufiel. Nellys Hände zitterten vor Aufregung, und ihr Atem ging rasch. In diesem Augenblick fuhr ein offener Einspanner auf den Hof. Der Kutscher sprang vom Bock, band das Pferd fest und verschwand dann zu den anderen Kutschern.

Nelly und Fingerhut tauschten einen kurzen Blick aus. Gemeinsam wuchteten sie die drei Kisten von der Ladefläche.

»Der Hintereingang zum Lager«, rief Nelly.

Fingerhut machte das Pferd vom Pfosten los und sprang auf den Kutschbock. »Hü«, rief er und schwang die Peitsche. Das Pferd setzte sich in Bewegung, und der Wagen rollte mit einem Ruck vorwärts.

Nelly öffnete das Tor, rannte durch den Saal mit den Webstühlen ins Lager und blieb wie angewurzelt stehen. Die Baumwollballen waren weggeräumt worden. An dem Platz zwischen den Regalen, wo Marie gelegen hatte, waren nur noch die Spuren einer notdürftig aufgewischten Blutlache zu sehen. Marie war verschwunden. Ein kleiner Mann in einem braunen Kittel wuchtete Tuchrollen auf ein Regal.

»Wo ist sie?«, rief Nelly.

»Wer?«

»Die Verletzte. Wo hat man sie hinggebracht?«

»Das weiß ich nicht.«

»Das ist doch nicht möglich, eben noch lag sie hier.«

»Ich habe doch gesagt, dass ich nichts weiß.«

»Verdammt ...« Nelly lief den Gang hinunter und schob einige Ballen beiseite, aber auch hier war es leer. Sie musste Vormann Ottesen finden. Oder hatte er sich ebenfalls in Luft aufgelöst? Sie drehte sich um und rannte auf den Websaal zu. Als sie eine

Tür passierte, hielt sie inne. Das Zimmer dahinter kannte sie gut, für gewöhnlich stand die Tür immer offen. Dort hängten die Vormänner ihre Kleider auf und aßen in Ruhe ihr Mittagessen. Sie drückte die Klinke hinunter. Es war abgeschlossen. In diesem Augenblick erblickte sie Fingerhut, der das Lager durch die Hintertür betreten hatte.

»Hier!«, rief sie.

Er rannte auf sie zu. »Ich warte draußen mit dem Pferd, jetzt muss es schnell gehen, wo ...«

Nelly fiel ihm ins Wort: »Sie haben sie weggebracht. Ich glaube, sie ist da drin.«

Fingerhut drückte sich an ihr vorbei und legte seine Hand auf die Klinke. »Diese Tür ist doch sonst nie abgeschlossen, was soll das?« Er drehte sich zu Nelly um. »Holen Sie Ottesen.«

Also rannte sie wieder in den Websaal zurück, aber der Vormann war immer noch verschwunden. Als sie wieder zurückkehrte, war auch Fingerhut weg. Wütend trat sie immer wieder gegen die Tür, obwohl ihr Fuß dabei schmerzte.

»Gehen Sie beiseite, so wird das nichts.« Fingerhut hielt ein Stemmeisen und einen Hammer in den Händen. Er schob das Stemmeisen zwischen Tür und Rahmen und schlug mit dem Hammer auf den Griff. Das Holz knirschte, dann flog die Tür mit einem Knall auf.

Und da lag Marie, mit halb geöffnetem Mund, aus dem Spucke und Blut auf ihre Wange sickerten. Ihr verquollenes Gesicht war rötlich lila verfärbt. Nelly beugte sich über sie und nahm ihre Hand. »Kannst du mich hören, Marie?«

Als Marie aufstöhnte, erhob sich Nelly schnell wieder und trat zur Seite. Fingerhut beugte sich vor und hob Marie hoch. Einen Augenblick lang blieb er schwankend stehen, dann drehte er sich um, um sie aus dem Raum zu tragen. Aber da versperrte ihm Vormann Ottesen den Weg.

»Was geht hier vor?«

»Das sehen Sie doch, machen Sie Platz«, antwortete Fingerhut.

»Herr Rasmussen, wissen Sie, was Sie da tun?«

»Das ist meine Sache, Ottesen, lassen Sie mich endlich vorbei.«

»Sind Sie sich der möglichen Folgen bewusst?«

»Ich habe Sie gehört, Ottesen, schweigen Sie endlich und gehen Sie an Ihre Arbeit zurück.«

Schließlich ließ Vormann Ottesen sie vorbei. Nelly folgte Fingerhut, griff sich im Vorbeigehen einen Wollmantel, der an einem Haken hing, und ließ dann die Tür hinter sich zufallen. Draußen stand das Fuhrwerk. Vom Kutscher fehlte jede Spur. Sie warf den Mantel auf die Ladefläche, kletterte hinauf und half Fingerhut, Marie daraufzulegen. Maries Kopf bettete sie in ihren Schoß. Hier draußen im hellen Tageslicht sah sie, dass Maries Auge übel zugerichtet war.

»Bestenfalls werden wir gefeuert, schlimmstenfalls landen wir bei Wasser und Brot im Zuchthaus«, sagte Fingerhut, als er die Seitenbretter der Pritsche hochklappte.

»Immerhin benehmen wir uns nicht wie Dreckschweine«, erwiderte Nelly.

»Hüten Sie Ihre Zunge, junge Dame.« Er band das Pferd los und sprang auf den Kutschbock.

Das Fuhrwerk setzte sich auf den holprigen Pflastersteinen in Bewegung, und Nelly hatte Mühe, Marie festzuhalten. Hinter ihnen tauchte der Kutscher des Wagens auf, schreiend und mit den Armen fuchtelnd. Fingerhut warf einen kurzen Blick über die Schulter, dann schwang er die Peitsche, und das Pferd trabte den Rolighedsvej entlang. Der Kutscher versuchte, ihnen nachzulaufen, rutschte dann aber aus und fiel der Länge nach hin. Erst als sie ein gutes Stück des Weges zurückgelegt hatten, sah Nelly, wie er sich langsam aufrappelte und zur Fabrik zurückhumpelte.

Fingerhut hatte in der Eile keinen Mantel angezogen, sondern trug immer noch seine grüne Schürze. Der Schnee fiel spärlich, aber in großen Flocken, die wie nasse Daunen liegen blieben. Nelly versuchte, Marie in den nassen Mantel zu wickeln, was aber nicht ging, ohne den verletzten Arm zu bewegen. Zu guter Letzt zog sie ihr eigenes Umschlagtuch aus und deckte Marie damit zu.

»Halt durch, Marie«, sagte sie immer wieder. »Wir sind auf dem Weg ins Krankenhaus, es wird alles gut.«

Wenn sie doch nur etwas für Maries Gesicht hätte tun können! Es war fürchterlich geschwollen und verfärbte sich zunehmend bläulich. Aus ihrer unförmigen Nase lief immer noch Blut. Sie lag leblos da, und nichts ließ darauf schließen, dass sie bei Bewusstsein war. Nelly hielt ihre Hand dicht vor Maries Mund, um ihren Atem zu kontrollieren. Erst meinte sie, nichts zu spüren, aber dann, gerade als eine leise Panik in ihr aufsteigen wollte, bemerkte sie einen schwachen, warmen Hauch auf ihrer Handfläche. Erleichtert atmete sie auf.

Der Schnee war tief und nass, und sie kamen nur langsam voran. Trotzdem war es schwierig, auf der Ladefläche das Gleichgewicht zu halten. Der Wagen war nicht gefedert, und Nelly konnte sich nicht mit den Händen abfangen, da sie Marie stützen und den Mantel festhalten musste. Fingerhut saß schweigend und in Gedanken versunken auf dem Kutschbock und starrte vor sich hin. Auf der Frederiksborggade vor der Abzweigung in die Øster Farimagsgade stieß er plötzlich einen lauten Ruf aus und zügelte das Pferd. Ein hohes grünes Fuhrwerk war vor ihnen mit einem Ruck zum Stillstand gekommen und dann zur Seite gerutscht.

»Verdammt, so ein Dummkopf!«, rief Fingerhut und versuchte, das Pferd vorbeizulenken. Aber die Straße wurde von Fuhrwerken aus der Gegenrichtung und heranströmenden Passanten

blockiert. Eines der Pferde des hohen Zweispänners vor ihnen war auf dem glatten Pflaster gestolpert. Es lag auf der Erde und zuckte wie Marie, als sie in der Webmaschine eingeklemmt gewesen war. Das andere Pferd kämpfte darum, nicht ebenfalls umgerissen zu werden. Fingerhut sprang rasch vom Bock und half dem Kutscher bei dem schwierigen Unterfangen, die beiden Pferde abzuschirren. Das Pferd, das sich noch auf den Beinen hielt, war nervös, wieherte und wehrte sich gegen sein Zaumzeug. Ketten rasselten, und die Deichsel zwischen den beiden Pferden schlug ihm gegen die Beine. Fingerhut bekam das Kopfgestell zu fassen, während der Kutscher den Rückenriemen löste. Sobald es vom Zaumzeug befreit war, bäumte es sich auf und rammte dabei einen jungen Mann, der danebenstand. Laute Schreie waren zu hören, und die Menge lief auseinander, aber kurz darauf waren die meisten Leute schon wieder zur Stelle. Nelly schloss die Augen und hielt Marie noch fester umklammert. »Alles wird gut, alles wird gut, das ist nur ein Pferd«, murmelte sie. Die Leute drängten sich um den verletzten Mann. Sie konnte nur seine Schirmmütze sehen, die ein Stück weiter im Schnee lag.

Das gestürzte Pferd lag strampelnd da und versuchte immer wieder, auf die Beine zu kommen. Seine Augen waren verdreht, und Schaum stand ihm vor dem Maul. Die Mittelfüße waren in unnatürlichem Winkel abgeknickt, und ein blutiger Knochen ragte hervor. Der Schnee rundherum war rot verfärbt. Ein kräftiger Mann in blauer Arbeitskleidung trat näher und beugte sich über das Pferd.

»Das gibt nichts mehr«, rief er dem Kutscher zu. »Die Vorderbeine sind gebrochen, zumindest das eine. Am besten erschießen sie das Tier hier und jetzt.«

Die Pferde waren zwar groß, aber nicht so kräftig wie Brauerpferde. Trotzdem hatten der Kutscher und Fingerhut größte

Mühe, das andere Pferd, das sich immer wieder aufbäumte, festzuhalten. Einige Zuschauer schrien, andere riefen ihnen Ermutigungen zu und lachten, aber die meisten wichen noch etwas weiter zurück. Ein Gedränge entstand, und manch einer versuchte, sich nach vorne zu schieben. Der Mann in der blauen Arbeitskleidung rief erneut: »Erschießt es endlich!« Er deutete auf das liegende Pferd.

»Womit?«, wollte der Kutscher wissen.

»Holt einen Schlachter«, rief jemand. »So ein Tier gibt viel Fleisch. Ich nehme gerne ein paar Pfund.«

Nelly wollte nichts mehr hören, aber der Lärm war zu durchdringend. Jetzt eilte ein kleiner, dicker Mann in Begleitung des Mannes in der blauen Arbeitskleidung herbei. Seine blutige Schürze und sein langes Messer verrieten seinen Beruf. Er beugte sich über das Pferd, und Nelly sah eine rote Narbe auf seinem blanken Schädel. Der Schlachter legte dem Pferd eine Hand aufs Maul und schnitt ihm dann mit einer raschen Bewegung die Kehle durch. Das Tier zuckte heftig, und ein gewaltiger Blutstrahl schoss aus dem Hals und besprühete näher stehende Schaulustige. Die Zuschauer schrien, einige kamen durch die Zurückweichenden zu Fall. Nelly stöhnte leise, während die Bewegungen des Pferdes langsam verebbten.

»Sollen wir es hier zerlegen?«, fragte der Fleischer. Sein Gesicht war blutbefleckt, mit einem schmutzigen Stiefel stand er auf dem Rücken des Pferdes, und in einer Hand hielt er immer noch das Messer. Ehe der Kutscher antworten konnte, bahnte sich ein Polizist einen Weg durch die Schaulustigen und begann, sie zu vertreiben.

Laut fluchend sprang Fingerhut wieder auf den Kutschbock. Der Wagen kam nur langsam voran, denn die Menge löste sich nur zögernd auf. Nelly strich Marie übers Haar. »Wir sind gleich da, Marie, halte aus, ich sehe schon das Dach des Gemeinde-

hospitals, da fahren wir hin, das ist schön und neu. Die machen dich wieder gesund.«

Wenig später befanden sie sich auf der Allee, die zum Krankenhaus führte. Die Kälte war durch den Wollpullover und den Rock gekrochen, und Nellys Hände zitterten, als sie Marie behutsam losließ und ihren Kopf auf das Umschlagtuch bettete. Ein heftiger Schmerz stach ihr in die Fußsohlen und strahlte in die Waden aus, als sie von der Ladefläche hüpfte.

Das Gebäude war so lang wie eine ganze Straße, und in der Mitte ragte, mehr Kirche als Hospital, der Turm mit der Kuppel auf. Andere Fuhrwerke hielten vor dem Gebäude, und in einiger Entfernung standen zwei Männer in ein Gespräch vertieft. Niemand schien von ihrem Pritschenwagen Notiz zu nehmen, also rannte Nelly zur Pförtnerluke und klopfte laut an. Die Luke wurde geöffnet, und ein schmaler Kopf mit Brille kam zum Vorschein. Der Mann nahm die Brille ab und schaute zum Wagen hinüber.

»Da liegt eine Frau. Sie ist schwer verletzt, ein Arbeitsunfall ...«

Ohne ein Wort knallte der Pförtner die Klappe wieder zu und ließ Nelly ratlos zurück. *Hatte sie sich nicht deutlich genug ausgedrückt? Sollte sie woanders klopfen?* Sie sah sich um. Aber einen Augenblick später wurde eine Tür geöffnet, und zwei Männer in schwarzen Kleidern traten mit einer Trage ins Freie. Fingerhut klappte die Bordwand herunter und trug Marie zur Trage. Sie hing schlaff in seinen Armen und schien nicht bei Bewusstsein zu sein. Der Mantel, auf dem sie gelegen hatte, war blutgetränkt.

»Sie dürfen nicht mitkommen, Fräulein. Sie müssen da drüben reingehen und die Patientin anmelden«, sagte einer der Männer, als Nelly sie begleiten wollte.

In der Pförtnerloge saßen zwei Frauen hinter einer mannshohen Schranke und nahmen keine Notiz von Nelly, als sie eintrat.

»Entschuldigung, aber ich habe es fürchterlich eilig«, sagte Nelly.

Eine der Frauen erhob sich langsam, während ihr Blick immer noch auf dem soeben Geschriebenen ruhte. Dann wandte sie Nelly den Kopf zu. »Ja?«

Nelly musste für die Patientin ein zweiseitiges Formular ausfüllen. Mit zitternder Hand tauchte sie die Feder ins Tintenfass und begann zu schreiben, aber die Buchstaben wurden zu groß und ungleichmäßig, und es gelang ihr nicht, innerhalb der vorgesehenen Zeilen zu bleiben. Während ihrer kurzen Schulzeit hatte sie vormittags meistens arbeiten müssen. Wenn sie dann nachmittags die Schulbank drückte, hatte sich der Griffel geweigert, ihrer Hand zu gehorchen. Sie erinnerte sich noch an den Schmerz, wenn der Lehrer das Lineal auf ihre Finger hatte niedersausen lassen.

Sie versuchte, schnell zu schreiben, doch das führte bloß zu noch mehr Tintenklecksen.

Als sie endlich fertig war, schob sie der Frau das Formular über den Tresen, ohne es noch einmal anzuschauen.

»Kann ich jetzt zu ihr?«, fragte Nelly.

»Nein. Die Besuchszeit ist zwischen sechzehn und achtzehn Uhr, aber heute noch nicht, weil sich erst ein Arzt um sie kümmern muss.«

»Ich arbeite bis achtzehn Uhr, wie soll ich das schaffen?«

»Sind Sie mit ihr verwandt?« Die Frau las mit gerunzelter Stirn, was Nelly geschrieben hatte.

»Ich bin ihre Schwägerin«, antwortete Nelly.

»Nach Absprache können Sie sie abends bis einundzwanzig Uhr besuchen.« Die Frau drehte sich um und legte das Formular auf einen Stapel.

»Wann kümmert sich ein Arzt um sie? Hoffentlich muss sie nicht warten, sie hat ein kleines Kind, das noch gestillt wird, und ihr Mann ...«

»Das weiß ich nicht«, unterbrach sie die Frau. »Kommen Sie morgen wieder.«

Auf dem Weg nach draußen blieb Nelly einen Augenblick vor der Tür stehen, hinter der die Männer mit Marie verschwunden waren. Sie presste ihre Hände vor die Augen, hielt einen Augenblick inne, schaute in die Dunkelheit, schwankte. In dieser Stellung hatte sie auch lange verweilt, nachdem ihr Vater sich auf dem Trockenspeicher erhängt hatte. Und auch dieses Mal erfüllte sie das Gefühl, dass nichts mehr so sein würde wie zuvor.

3

Kopenhagen, Mittwoch, den 11. Februar

»DAS HAT JETZT WIRKLICH lange gedauert. Wir müssen zurück, bevor es Ärger gibt«, rief Fingerhut, als Nelly wieder auftauchte und neben ihn auf den Kutschbock kletterte. »Wird sie durchkommen?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Nelly.

»Verdammt, sie muss es einfach schaffen«, murmelte er.

»Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, Herr Rasmussen, für das, was Sie getan haben.«

»Keine Ursache.« Er kratzte sich am Hals. Er hatte kurze Finger und breite Nägel mit Trauerrändern.

»Bereuen Sie es?«, erkundigte sich Nelly.

»Nein. Es musste getan werden.«

Sie schwiegen eine Weile. »Glauben Sie, dass Vormann Ottesen den Fabrikanten wirklich gebeten hat, einen Krankenwagen zu rufen?«, fragte Nelly.

»Diese Frage kann ich nicht beantworten. Ich weiß es nicht.«

»Aber ist er nicht ungewöhnlich schnell wieder zurückgekommen?«

»War das so? Mir ist nichts aufgefallen.«

»Fanden Sie es nicht auch seltsam, dass er sie wegbringen ließ?«

»Tja, das war wohl eine von Ottesens Launen.«

»Launen? Was soll das heißen?«

»Vergessen Sie es. Ich kann wirklich nicht wissen, was in Ottesen vorgeht.«

»Nein, Gott bewahre, aber es war doch seltsam, dass er die Tür einfach abgeschlossen hat.«

»Darüber sollten Sie sich lieber nicht den Kopf zerbrechen.«

Weiter vorne auf der Øster Farimagsgade trudelte ein merkwürdiges Schneeflockengemisch auf die Straße. Nelly hob den Blick. An einem Fenster stand ein Dienstmädchen und schüttelte ein Federbett aus, das offenbar ein Loch hatte. Eine Wolke aus Federn umgab sie, die zusammen mit den Schneeflocken zu Boden rieselten. Nelly hauchte in ihre kalten Hände und rieb sie aneinander.

Das verunfallte Fuhrwerk stand immer noch auf der Frederiksborggade, war aber an den Rand geschoben worden. Auf der Seite des Wagens stand »Burmeister & Wains Zentrifugen«. Nelly versuchte, die Augen starr auf die hübschen goldenen Lettern zu richten, sie wollten ihr aber nicht gehorchen. Der Fleischer war noch mit dem gestürzten Pferd beschäftigt, oder mit dem, was noch davon übrig war. Der Kopf des Pferdes war abgetrennt worden und lag ein Stück von dem restlichen Kadaver entfernt. Ein paar magere Hunde umkreisten ihn. Ein Passant versuchte, ihnen einen Tritt zu versetzen, und sie wichen ein wenig zurück, kehrten aber fast unverzüglich wieder.

Nelly suchte angestrengt nach Worten, weil es ihr seltsam vorkam, schweigend neben Fingerhut zu sitzen, der konzentriert die

Handgriffe des Schlachters beobachtete. Auf dem Peblinge-See waren nur vereinzelte Schlittschuhläufer zu sehen. Die oberste Eisschicht war geschmolzen, und es sah so aus, als liefen sie direkt auf dem Wasser.

»Der Ladegårdsåen mündet doch hier?«, fragte sie.

»Ich denke schon.«

»Mein Neffe, also der Sohn von Marie, spielt dort immer auf dem Eis. Die Eislöcher bereiten mir Sorgen, ein Mädchen ...« Sie hielt inne, sie wollte nicht weiterreden, *denn was ging das schon Fingerbut an?*

Am Seeufer standen ein paar Zelte und Schuppen. Vor einem brannte eine Fackel. Dort wurden Schlittschuhe verliehen. Ihr Heimweg von Rubens führte sie oft da vorbei. In den Zelten wurden Kringel und heiße Getränke verkauft. Nelly schüttelte sich und schob ihre Hände unter die Achselhöhlen. Ihr Hals brannte, und ihr Mund war trocken.

Nelly hängte ihren durchnässten Pullover und ihr Umschlagtuch an einen Haken und trank rasch ein paar Schlucke direkt aus dem Wasserhahn. Dann betrat sie den Websaal. Einige Frauen nickten ihr zu, als sie zu ihren Webmaschinen ging. Vormann Ottesen wandte ihr den Rücken zu, als sie in seine Richtung schaute. Wasser tropfte aus ihren Haaren, und ihre nassen Unterröcke hingen schwer herab und klatschten gegen ihre Beine, als wollten sie das Elend nur noch unterstreichen.

Der Webstuhl, der Marie eingeklemmt hatte, lief wieder. Die Schwedin beaufsichtigte ihn. Die andere Webmaschine mit dem gerissenen Treibriemen stand noch still. Die Schwedin stand über ihn gebeugt und fasste sich mehrmals an den Kopf, als bemühte sie sich vergeblich. Nelly zwängte sich zwischen den Webstühlen zu ihr durch. »Ich kann das übernehmen«, rief sie.

»Danke, ich bin schon ganz erschöpft ... Es will mir einfach nicht gelingen.«

Sie hatte das Stoffstück mit Maries eingewebtem Haar abgeschnitten und die Fäden neu aufgezogen. Ein Faden des helllila Baumwollsatins ließ sich nicht reparieren, er war ungleichmäßig, dünner als die anderen und würde bald reißen. Die Schwedin hatte sich an dem Faden geschnitten, und die Kette hatte einen Blutfleck. Nelly tauschte den Faden aus, aber er riss immer wieder ab, als hätte die Nervosität der Schwedin sie angesteckt. Aus den Augenwinkeln sah sie Vormann Ottesen. Er umkreiste sie in einigem Abstand, kam jedoch nicht näher. Endlich gelang es Nelly, den Faden zu befestigen. Ehe sie zu ihren eigenen Webstühlen zurückkehrte, sah sie sich den gerissenen Treibriemen eingehender an. Es war deutlich zu sehen, dass er an der Bruchstelle sehr zerschissen war.

Karen erschien auf dem Mittelgang, und Nelly packte sie am Arm. »Warte bitte draußen auf mich, wenn die Schicht vorbei ist«, rief sie.

Karen sah sie überrascht an und nickte.

Vormann Ottesen beobachtete sie aus einiger Entfernung. Auf seine armselige Vormann-Zulage bildete er sich ganz schön was ein. Offenbar fühlte er sich wie ein enger Mitarbeiter des Fabrikanten, einer, der zu den feinen Leuten gehörte und kein einfacher Arbeiter mehr war. Vor seiner Beförderung zum Vormann war er bloß einer dieser älteren Männer gewesen, die ihr nie sonderlich auffielen. Er war schweigsam und zurückhaltend gewesen. Jetzt trug er eine Weste mit Seidenfutter, und die Uhr mit Goldkette, seine wichtigste Verbündete, steckte in seiner Westentasche. Immer wieder zog er sie hervor und kontrollierte, dass sie mit der Wanduhr übereinstimmte. Sogar sein Gesicht hatte eine Verwandlung durchgemacht. Sein Blick war wachsam geworden und flackerte ständig auf der Suche nach jedem

noch so kleinen Fehler herum. Er genoss seine Macht über die Frauen, daran bestand kein Zweifel. Nelly hatte ihn mehrmals damit angeben hören, Rubens sei der Arbeitgeber, der die meisten Frauen in Dänemark beschäftige, als erforderte es besondere Fähigkeiten, diese riesige Herde in Schach zu halten.

Mit schweren Armen wechselte Nelly die Spule einer ihrer Webmaschinen. Kein Mensch verdiente es, so behandelt zu werden wie Marie heute. Nelly fühlte, wie ihr bei dem Gedanken daran die Hitze ins Gesicht stieg. Wenn es wirklich darauf ankam, war man in dieser Fabrik nichts wert, selbst wenn man sein Bestes gab.

Sie schaute auf die Uhr. Der große Zeiger hatte es nicht eilig, als wüsste er, dass er, wenn es sechs schlug, nicht mehr König und Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit sein würde. Alle würden den Websaal verlassen, und es würde dunkel und still werden.

Als der große Zeiger auf zwölf rückte, stellte Nelly den Korb mit den Spulen beiseite und eilte zu dem Kleiderhaken, an dem ihre Jacke hing. Rasch knöpfte sie sie zu und wickelte sich ihr Tuch um die Schultern, obwohl beide Kleidungsstücke noch nass waren. Mit langsamen Schritten ging sie an Vormann Ottesen vorbei. Sie sah ihm direkt ins Gesicht, sagte aber kein Wort. Das musste warten, sie hatte jetzt anderes zu tun. Fingerhut war nirgends zu entdecken, seit ihrer Rückkehr hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Was hatte er mit dem Pritschenwagen gemacht?

Vor der Fabrik wartete sie, bis Karen mit ein paar anderen Frauen auf die Straße trat. Hier herrschte Dunkelheit, nur die Lampen über dem Tor des Websaals spendeten spärliches Licht. Die Frauen entfernten sich ein wenig von den Lampen und scharten sich mit ernsten Gesichtern um Nelly, die jetzt erzählte, was geschehen war.

»Dass du dich getraut hast, ein Fuhrwerk zu klauen«, staunte Ida, eine junge Frau mit Stupsnase und blonden Locken.

»Ich weiß ja nicht, wo ihr aufgewachsen seid, aber auf meinem Hinterhof in Christianshavn musste man sich ganz schön wehren«, antwortete Nelly.

»Aber warum hat Ottesen sie im Lager eingeschlossen?«, fragte Karen. Sie hatte ihr Kopftuch abgenommen und knüllte es mit der Hand zusammen, ihr schwarzes Haar hatte sie zu einem strengen Knoten zusammengefasst.

»Ja, das würde ich auch gerne wissen. Da ist was faul«, antwortete Nelly.

»Sie hat doch Kinder, nicht wahr?«, erkundigte sich Thyra. Sie hatte ein spitzes Gesicht und spähte ständig unruhig in die Runde.

»Ja, drei kleine, der Jüngste wird noch gestillt. Fragt mich nicht, ob sie überlebt, denn ich weiß es nicht. Aber ich glaube, der Arm ist ruiniert und das eine Auge wahrscheinlich auch.« Nelly hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: »Wir dürfen das nicht einfach hinnehmen. Ein Treibriemen ist gerissen. Er war abgenutzt und hätte schon längst ausgetauscht werden müssen. Dafür sind die Vormänner verantwortlich.«

»Das ist eine Schande«, meinte Ida.

»Sie bekommt sicher keine Entschädigung. Wovon soll die Familie jetzt leben? Sie wird den Arm nicht mehr benutzen können«, fuhr Nelly fort.

»Hast du mit dem Doktor gesprochen?«, fragte Karen.

»Nein, ich durfte sie nicht begleiten, aber ich will versuchen, sie morgen zu besuchen.«

»Was ist mit ihrem Mann? Kann er nicht ...«, begann Thyra.

»Mit dem ist nichts anzufangen. Ihr wisst doch, wie Männer sein können. Er gibt das Geld aus, bevor er es verdient hat. Glaubt mir, ich weiß, wovon ich spreche, denn er ist mein Bruder.

Hat eigentlich von euch jemand das blutige Stück Stoff aus Mariens Webstuhl aufgehoben?»

»Ja, ich«, antwortete Karen. »Ich dachte immer, Marie sei deine Schwester?»

»Nein. Sie ist mit meinem Bruder verheiratet ... Wir müssen abwarten, was in den nächsten Tagen passiert, ob sie mich feuern oder mir nur den Lohn für heute abziehen. Wie dem auch sei, wir müssen ein Treffen abhalten.«

»Ein Treffen mit Fabrikant Ruben? Bist du vollkommen übergeschnappt?«, fragte Karen.

»Nein, erst mal nur wir Frauen, denn es ist besser, wenn wir dem Fabrikanten geschlossen gegenüberreten. Von zu Hause weiß ich, dass die Männer das an anderen Arbeitsplätzen schon getan haben.«

»Führt das nicht nur dazu, dass wir alle gefeuert werden?«, fragte Ida. »Das kann ich mir nicht erlauben. Mein Vater hat im Moment keine Arbeit, und ich muss das Geld verdienen.«

»So ist es doch bei uns allen. Aber der Fabrikant kann uns, wenn wir zusammenhalten, nicht kündigen, er braucht ja Leute, die die Webstühle beaufsichtigen«, antwortete Nelly und betrachtete die Frauen eine nach der anderen.

Karen nickte und sah sie mit ihrem festen Blick an. Die anderen Frauen aber wirkten verlegen. Vielleicht hatten sie Angst. Thyra schaute in ihren Korb, eine andere hatte sich bereits umgedreht und ging.

Kopenhagen, Mittwoch, den 11. Februar

NELLY MUSSTE ZU MARIES KINDERN. *Was, wenn Valdemar nicht nach Hause gekommen war und die Kleinen immer noch allein zu Hause waren?* Der Jüngste, Thyge, war noch nicht einmal ein Jahr alt, und Else war erst vier. Nelly wagte es nicht, diese Gedanken weiterzuverfolgen.

Der Schnee war in Regen übergegangen, als sie die Fabrik verlassen hatte, und Matsch lag auf dem Bürgersteig. Ihr Unterrock war beinahe trocken, und sie hob ihren Rock an, so weit es nur ging, um nicht erneut durchnässt zu werden. Es windete unablässig, sie zog ihr Tuch enger um die Schultern und versuchte, den größten Pfützen auszuweichen. Alle kamen nur langsam voran, weil sie in der Dunkelheit vor sich hin stolperten, und auch Nelly musste sich gedulden. Ihr schien, dass selbst die Fuhrwerke gemächlicher als sonst fuhren. Eiskaltes Wasser sickerte in ihre Stiefel, als hätte der Winter beschlossen, sie von unten anzugreifen. Am liebsten wäre sie gerannt. Als sie Nørrebro und die Brücke über den Ladegårdsåen erreichte, sah sie, dass noch immer Kinder im Dunkeln auf dem Eis spielten.

»He, du da!«, rief sie einem großen Jungen zu. »Kennst du Valdemar aus dem Nordvestvej?«

Einen Augenblick lang starrte der Junge aufs Eis. »Kann schon sein.«

»Ist er hier?«

»Weiß nicht. Gesehen habe ich ihn nicht.«

»Verdammt«, murmelte Nelly und eilte über die Brücke. Am anderen Ufer stand eine Gruppe kleiner Mädchen. Als sie sich nach Valdemar erkundigte, nickten sie und zeigten den Fluss

hinunter. Sie folgte dem Ufer, so schnell es nur ging, in die angegebene Richtung. Nach und nach wurde die Zahl der Kinder auf dem Eis spärlicher, und sie blieb stehen.

»Valdemar!«, rief sie, so laut sie konnte.

Keine Antwort. Auch nicht, als sie ein viertes und fünftes Mal rief. Eislöcher waren ihr keine aufgefallen. Aber weiter draußen oder jenseits der Brücke konnte es durchaus welche geben. Es war jetzt schon lange dunkel, und ein kleiner Junge konnte verschwinden, ohne dass es den anderen Kindern auffiel. Sie ging noch ein Stück weiter, dann blieb sie stehen. Ihre Suche führte zu nichts. Abrupt machte sie kehrt. Plötzlich durchzuckte sie ein neuer Gedanke. *Was war nur mit ihr los? Hatte sie den Verstand verloren? Wer sagte denn, dass er noch auf dem Fluss war ... und die Kleinen waren allein zu Hause!* Das letzte Stück den Nordvestvej entlang legte sie im Laufschrift zurück.

Die Wohnung lag im Hinterhaus. Das Gebäude war nur wenige Jahre alt, was aber angesichts des Schmutzes und der schief hängenden Türen der Aborte auf dem Hof recht unglaublich wirkte. Nelly stieß die Tür zum Aufgang auf. Im zweiten Stock blieb sie einen Augenblick stehen, um zu verschnaufen. Dann bog sie um die Ecke in einen Gang ab, der sich über die gesamte Länge des Hauses zog. Eine einzige trübe Gaslampe flackerte an der Decke. Beidseits des Ganges lagen Ein- und Zweizimmerwohnungen, in denen hauptsächlich kinderreiche Familien hausten. Nelly wusste, dass Marie von einer Zweizimmerwohnung träumte. Früher hatten sie in Christianshavn in dem Haus, in dem Nelly und Gustav aufgewachsen waren, in einem Zimmer ohne Küche gewohnt. Die Wohnung in Nørrebro war so gesehen ein Fortschritt. Marie hatte sich über den Umzug hierher gefreut. Jetzt verfügte sie über eine eigene Küche und musste nicht mehr Wasser auf dem Hof holen.

Nelly achtete darauf, nicht über die Holzschuhe zu stolpern

oder die nassen Mäntel zu streifen, die im Gang an der Wand hingen. Vor der Tür einer Einzimmerwohnung blieb sie stehen und zögerte einen Augenblick. *Was sollte sie tun, wenn er nicht da war?* Dann holte sie tief Luft und klopfte. Ein kleines Mädchen mit dünnen Zöpfen öffnete.

»Tag, Else, ist Valdemar nach Hause gekommen?« Nelly bemühte sich um eine unbeschwerte Stimme.

Das Mädchen schaute schüchtern zu Boden. Hinter ihr tauchte Valdemar auf.

»Tante Nelly?«

»Gott sei Dank.« Sie umarmte den Jungen, der steif und verlegen dastand.

»Weinst du, Tante Nelly?«, fragte Else.

Nelly richtete sich auf und wischte sich die Augen. »Ich hör schon auf.« Sie befreite Valdemar von dem Schnee, den sie mit ihrer Umarmung auf ihn übertragen hatte. »Ist euer Vater zu Hause?« Sie nahm ihr nasses Umschlagtuch ab und hängte es an einen Haken, bevor sie die Tür schloss. In der Wohnung roch es nach altem Bratfett.

»Nein, er ist noch nicht da, aber Mama kommt gleich«, antwortete Valdemar.

»Ja, also, die Sache ist die ...« Weiter kam sie nicht.

Der Kleinste, Thyge, der auf dem Fußboden saß, begann zu heulen. Valdemar strich dem Jungen über den Kopf.

»Er hat sicher Hunger«, meinte Nelly. »Wir sollten etwas kochen.«

»Kommt Mama nicht?«, wollte Valdemar wissen.

»Leider nicht, mein Junge, eure Mutter liegt im Krankenhaus. Es wird eine Weile dauern, bis sie wieder nach Hause darf.« Nelly bückte sich und nahm den Kleinen auf den Arm. Seine Nase lief, und seine Windeln waren nass. »Wo hat eure Mutter die sauberen Windeln?«

»Die hängen auf der Wäscheleine«, antwortete Valdemar.

Nelly holte eine Windel aus der winzigen Küche. Die Stube diente gleichzeitig als Schlafzimmer. An einer Wand stand ein Etagenbett, an der anderen das Bett der Eltern. Die zwei älteren Kinder sahen schweigend zu, während Nelly Thyges Windel wechselte. Anschließend zündete sie die Lampe in der Küche an, fand Kartoffeln in einem Tontopf und wickelte einen Kanten Schwarzbrot aus einem Tuch. Neben einem Teller mit einem winzigen Margarineklumpen stand eine halbe Flasche Milch.

»Wo ist dein Vater, Valdemar?«, fragte sie.

»Das weiß ich nicht.«

»Denk nach. Wo könnte er sein?«

Nach einer Weile antwortete der Junge: »In der Kommode.«

»Kommode? Was willst du damit ...« Da fiel ihr ein, dass ein paar Straßen weiter ein Wirtshaus mit diesem Namen lag. Sie nahm ein paar Münzen aus einem Beutel unter ihrem Rock hervor. »Valdemar, geh beim Krämer ein Stück Speck holen. Und falls er noch Schwarzbrot von gestern hat, dann nimm ein halbes, wenn es von heute ist, dann nimm nur ein Viertel.«

Der Junge nickte und nahm die Münzen in Empfang.

Nelly trug den Kleinen in die Küche, setzte ihn auf den Fußboden und begann, im Herd Feuer zu machen. Von etwas schmutzigem Geschirr abgesehen, war die Küche ordentlich. Späne lagen geschichtet in einem Korb, und die Kohlen lagen in einem Eimer bereit. So war Marie eben. Nelly wartete, bis die Späne ordentlich loderten, dann schüttete sie Kohlen darauf.

»Warum kommt Mama nicht?« Else stand hinter Nelly.

»Sie kommt, aber nicht heute. Sie hat ihren Arm eingeklemmt, und sie musste ins Krankenhaus.«

»Aber ich will, dass meine Mama kommt!«

Nelly stellte die Kartoffeln aufs Feuer. Wie sollte sie einer Vierjährigen das Geschehene erklären? Sie wärmte ein wenig Milch, goss sie in eine Tasse und setzte sich mit Thyge auf dem

Schoß an den Tisch in der Stube. Sie weichte etwas hartes Schwarzbrot in der Milch auf und fütterte Thyge mit einem Löffel, während Else ihr zuschaute.

»Willst du auch?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf, kletterte auf das obere Bett und kroch unter die Decke. Wenig später war Valdemar zurück. Er legte zwei Pakete auf den Tisch. »Das Wechselgeld«, sagte er und reichte Nelly eine Münze.

Sie briet den Speck, schnitt ihn in Würfel und goss das Fett über die Kartoffeln. Valdemar und Else saßen bereits am Tisch, als sie die Schüssel in die Stube trug. Sie verteilte Kartoffeln und Speck auf die Teller. Valdemar schlang das Essen hinunter. Nelly schwieg und betrachtete die Kartoffeln auf ihrem eigenen Teller. Ihr Magen schrie vor Hunger, aber sie fühlte sich schwach, und der Kleine saß unruhig auf ihrem Schoß. Die Kinder waren fast fertig, als sie endlich zu essen begann. Die Kartoffeln waren gar, der Speck war knusprig, und mit den Fingerspitzen tupfte sie das letzte Fett auf.

Anschließend legte sie den Kleinen im großen Bett an die Wand. »Ich gehe jetzt euren Vater suchen. Wenn ich ihn nicht finde, komme ich wieder. Hast du Hausaufgaben, Valdemar?«

»Vielleicht«, antwortete er.

»Was soll das heißen? Setz dich an den Tisch und erledige, was man dir aufgegeben hat.« Die Lampe rußte, und sie schraubte den Docht herunter. »Valdemar, du musst nach der Schule immer sofort nach Hause kommen.« Sie hielt inne und fuhr dann fort: »Du darfst nicht mehr auf dem Eis spielen, das ist viel zu gefährlich. Letztes Jahr ist ein kleines Mädchen ertrunken, weißt du noch? Hörst du, was ich sage?«

»Ja.« Der Junge starrte zu Boden.

Als sie auf den Korridor trat, ging die Tür der Nachbarwohnung auf, und eine junge Frau schaute nach draußen. Sie trug ihr

langes Haar offen und nur ein gestricktes Tuch über ihrem Hemd.

»Wo ist Marie?«

»Sie liegt im Hospital, ein Arbeitsunfall.«

»Um Himmels willen. Ein Unglück kommt selten allein.« Ihre Stimme klang heiser wie bei einer Erkältung oder nach langem Rufen. »Marie war heute Mittag vollkommen außer sich, weil Valdemar nicht nach Hause kam. Er kümmert sich doch nachmittags um die Kleinen, weil ich um zwölf in der Wäscherei sein muss.«

»Jetzt ist Valdemar jedenfalls zu Hause.«

»Das habe ich gehört.«

»Ich gehe nun Gustav suchen.«

Die Frau nickte und machte Nelly Platz.

Wie die unterste Schublade einer riesigen, düsteren Kommode lag das dunkle Lokal im Keller eingeklemmt. Nelly öffnete die Tür, und dichter Tabakqualm und der Geruch von saurem Bier und nasser Kleidung schlugen ihr entgegen. Sämtliche Tische waren besetzt, und etliche Männer tranken im Stehen. Gustav sah sie nicht. Sie drängte sich durch eine Gruppe von Männern in der Mitte des Lokals. Ein kräftiger Mann legte ihr seinen Arm um die Taille: »Gib mir einen Kuss, Schöne!« Mit einem Ruck befreite sie sich. »Männer mit Bart küsse ich nicht, hau ab.« Die Männer lachten. »Und ich?«, rief ein junger Mann. »Ich bin glatt wie ein Kinderpopo.«

Sie antwortete nicht, sondern ging weiter. Gustav saß ganz hinten mit einem halb leeren Glas. Seine Haare waren zerzaust, und unter den Augen hatte er dunkle Ringe.

»Was willst du hier, Nelly?«, fragte er mit belegter Stimme.

»Marie ist im Krankenhaus.«

»Was? Nein, sie ist zu Hause!«

»Hör zu, sie hatte einen Unfall.«

»Nein, das ist unmöglich.«

»Jetzt halt den Mund und rei dich am Riemen, du Schlappschwanz«, sagte sie mit recht leiser Stimme. Trotzdem wurde es an den anderen Tischen still.

»Ist das deine Alte?«, erkundigte sich einer der Männer.

»Ich bin seine Schwester«, antwortete Nelly und packte Gustav an den Haaren. »Mach schon.«

»Lass mich los, Weib, ich darf doch wohl noch austrinken.« Er leerte sein Glas und erhob sich. »Guten Abend, meine Herren.« Er verbeugte sich leicht und nahm seinen Mantel von einem Stuhl. Einige lachten, als sie sich aus dem Lokal drängten. Auf dem Bürgersteig hielt Gustav inne. »Was fällt dir ein, dich hier so aufzuspielen ...« Nellys Ohrfeige erwischte hart und präzise seine linke Wange.

»Deine Frau liegt im Hospital, ich habe deinen Kindern soeben ihr Abendessen gekocht, und du vertrinkst das Geld, das du nicht mal selbst verdient hast. Du solltest dich schämen. Der Teufel soll dich holen, Gustav!«

Gustav hielt sich die Backe und kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. »Was meinst du damit, dass Marie im Krankenhaus ist?«

»Du bist also nicht nur taub, sondern auch noch dumm. Sie hat sich bei Rubens schwer verletzt. Wenn du dich nicht zusammenreit, dann landest du mit deinen Kindern im Ladegrden oder einem anderen Armenhaus.«

Er murmelte etwas Unhrbares, folgte ihr aber dann. Vor der Haustür blieb sie stehen.

»Ich gehe jetzt nach Hause.«

»Ein Unfall, sagst du?« Gustav fummelte an der Klinke herum.

»Ja.«

»Aber das geht doch nicht, wie soll ich ... Ich kann ohne Marie nicht leben!«

Nachdenklich betrachtete Nelly Gustav. Das Fürchterliche war, dass er recht hatte. Er war nicht imstande, sich um seine Kinder zu kümmern. Ohne Marie sah die Zukunft kalt und grau aus.

5

Kopenhagen, Mittwoch, den 11. Februar

NORMALERWEISE GELANGTE SIE in einer halben Stunde vom Nordvestvej in Nørrebro in die zentral gelegene Borgergade, aber an diesem Abend benötigte sie fast doppelt so viel Zeit. Der Wind hatte ein wenig nachgelassen, trotzdem bekam er ihren Rock zu fassen, als sie über die Dronning-Louises-Brücke ging. Die Temperatur war gesunken und der nasse Schnee gefroren. Die Leute kamen nur im Schnecken-tempo voran und hielten ihre Blicke auf den Gehsteig gerichtet, um nicht zu stürzen. Nelly schaute erst hoch, als ein Mann mit ihr zusammenstieß. Es fiel ihr schwer, nicht ständig an Marie zu denken und an das, was mit ihr geschehen war. Vermutlich hatte der Fabrikant Ottesen angewiesen, den Unfall zu vertuschen, anders ließ sich nicht erklären, dass er Marie eingeschlossen hatte.

Trotz der Bewegung wurde ihr nicht richtig warm. Nelly zog ihre Jackenärmel über die Hände und hielt sie mit den Fingerspitzen fest. Es wirkte sinnlos, den Unfall vertuschen zu wollen, schließlich hatten die Arbeiterinnen gesehen, was geschehen war. Oder etwa nicht? Vielleicht hatten nur Karen und sie selbst gesehen, wie schlimm es gewesen war.

An der Ecke der Adelgade wurde eine Wirtshaustür aufgerissen, und zwei Männer fielen auf die Straße. Gejohle drang aus

dem Schankraum, und Nelly sah eine Gruppe von Männern, die im Stehen tranken. Jemand sang gellend und falsch, aber trotzdem erkannte sie die Melodie. Ein Mann packte sie am Rock, als sie vorbeiging, und sie schlug nach seiner Hand. »Mach Platz, du Nichtsnutz«, zischte sie und beschleunigte ihre Schritte.

Durchgefroren und missgelaunt, erreichte sie endlich ihr Ziel und begab sich in das Labyrinth aus Hinterhöfen an der Borgergade. Sie musste einen engen Durchgang passieren, um auf den entlegensten Hinterhof zu gelangen, an dem sie wohnte. Hier traf sie auf Betty, eine ältere Nachbarin. Sie war eine kleine, dicke Frau, und ihr watschelnder Gang erinnerte an eine Ente, die soeben an Land geklettert war. Heute hatte sie sich in ein großes Umschlagtuch gehüllt und sah so noch kleiner aus als sonst.

»Du kommst aber spät, Nelly?« Betty drängte sich an ein paar aufeinandergestapelten Tonnen vorbei und kam auf sie zu. »Wo warst du? Du siehst ja aus wie ein Landstreicher.« Sie deutete auf Nellys nassen und schmutzigen Rock.

»Daran ist dieses lausige Wetter schuld. Eine Droschke kann ich mir nicht leisten«, antwortete Nelly.

»Nein, aber wo warst du denn?«

»Du bist ja ganz schön neugierig.« Nelly wollte weitergehen.

»Nein, warte.« Betty hielt sie am Ärmel fest und trat so dicht an sie heran, dass Nelly ihren üblen Atem riechen konnte. »Ich will dir was sagen, Nelly«, fuhr sie mit leiserer Stimme fort: »Hast du bemerkt, dass dieser junge Jütländer, der auf dem Speicher eingezogen ist, ein Auge auf dich geworfen hat?«

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte Nelly.

»Das hat er gesagt.«

»Zu dir?«

»Nein. So gut kenne ich ihn nicht. Ich weiß es von Olesen, besser

gesagt von seiner Frau Petrine. Die Leute aus der anderen Dachwohnung.«

»Das ist sicher nur Gewäsch, das sich Petrine ausgedacht hat.«

»Nein, warum sollte sie? Der Jütländer hat zu Olesen gesagt, dass er dich hübsch findet und dass du dich so vornehm bewegst. Das waren seine exakten Worte, laut Petrine.«

»Sicher?«

»Wie das Amen in der Kirche. Du kannst Petrine selbst fragen. Aber der Bursche hat recht.«

»Wie meinst du das?«

»Du marschierst wie ein General daher.« Betty grinste und entblöbte eine Zahnücke.

»Darf ich jetzt?« Nelly wollte ins Haus, aber Betty hielt sie fest.

»Wenn ich ihn sehe, kann ich ihm ja erzählen, dass du zu Hause bist.«

»Du hältst deinen Mund.«

»Tja, mal sehen, aber du bist ja ganz schön wählerisch. Keiner ist dir gut genug.« Endlich ließ Betty Nelly los, und ihre Holzschuhe klapperten über den Hinterhof. Bevor sie ins Haus ging, drehte sie sich nochmals um und rief: »Er heißt Johannes.«

»Wer?«

»Na, der Jütländer.«

Nelly stemmte sich mit der Schulter gegen die Tür zur Keller-
treppe und drückte sie auf. Ihre Hände waren so kalt und starr,
dass es ihr schwerfiel, ihre Wohnungstür aufzuschließen. Das
schwache Licht der Gaslampe auf dem Hof drang nicht bis in
ihr Zimmer, aber sie wusste, wo die Streichhölzer lagen, und sie
zündete die Lampe an. Hier roch es nicht nach Gebratenem,
sondern nach Schimmel, ein Geruch, der auch in ihren Kleidern
und Haaren hing. Sie hatte sich daran gewöhnt und bemerkte ihn
eigentlich nur noch, wenn sie von der Weberei nach Hause kam.

